

Die

Protest und Parade

ÜBERREICHT
DURCH DIE
ZÜRCHER
KANTONALBANK



Studio Prokopou, *Gender and Joey*: Das Bild stammt aus der Serie *Versatile*. In der der Londoner Fotograf Phillip Prokopou die fließenden Übergänge von Sexualität, Gender und Identität untersucht. Prokopou wurde in Südafrika in eine Familie griechischer Immigranten geboren und ist fotografischer Autodidakt. Mit seinem griechischen Lebenspartner Panos Pournemis eröffnete er 2014 das Studio Prokopou in London. Diese Arbeit zeigt das Queer-Festival Heidelberg 2021 in seiner Fotoausstellung unter dem Motto *Queer Is Not Art!*; 2022 steht das Festival unter dem Motto *We Are Everywhere* und zeigt bis Ende Mai Fotoprojekte aus elf Ländern.

«Genderinklusive Sprache ist weniger eine Frage der Grammatik als der Ethik»

Wie reagiert Sprache auf queere Identitäten? Lovis Hoppmann forscht zu Genderlinguistik an der Universität Zürich und arbeitet zudem in der Kommunikation der Universität Freiburg. Hoppmanns noch nicht publizierte Doktorarbeit *Die deutsche Sprache queeren entwickelt* einen Leitaden für gendersensiblen Sprachgebrauch und wurde mit dem GSLS Prize in Langgange and Social Justice der Universität Berrn ausgezeichnet.

LOVIS HOPPMANN im Gespräch mit ANNA ROSENWASSER

Lovis Hoppmann, wir führen ein Interview über gendersensible Sprache für ein Medium, das auf Genderzeichen wie den Stern, den Doppelpunkt oder den Gendergap verzichtet. Ist das ein Widerspruch?

Menschen wie ich, die sich für eine inklusive Sprache aussprechen, gehen lediglich Empfehlungen. Jede Person kann Sprache verwenden, wie sie will. Ist der Inhalt aber ohnehin explizit queer, passt die Form dann nicht dazu – in dem Sinne ist es vielleicht eine verpasste Chance, eine Schreibweise auszuprobieren mit der Möglichkeit, in der nächsten Ausgabe wieder zum Üblichen zurückzukehren.

Noch vor wenigen Jahren hieß gendersensible Sprache, neben Männern auch Frauen sichtbar zu machen. Was bedeutet sie heute im Zusammenhang mit LGBTQ?

Bis vor einigen Jahren war der Diskurs noch stark binär. Es gab lange kein sichtbares, verbreitetes Konzept für Nonbinarität, also für das Spektrum an Menschen, die sich nicht in den Kategorien Mann oder Frau verorten. Ich selber bin mittlerweile als nonbinär geoutet, dank Menschen, die sich öffentlich gezeigt haben, sodass auch ich verste-

hen konnte, wer ich bin. Manchmal braucht es ein Vokabular, um Dinge sichtbar zu machen, die zwar schon da sind, für die man aber noch kein Konzept hat. Jetzt, wo ein Verständnis für Nonbinarität aufkommt, können wir einen Schritt weitergehen und nachvollziehen, dass auch diese Menschen in der Sprache repräsentiert sein wollen, genauso wie Frauen und Männer.

Ihre Doktorarbeit, die mit einem Förderpreis ausgezeichnet wurde, trägt den Titel «Die deutsche Sprache queeren». Wie können wir hier das Verb «queeren» verstehen?

Queer als Adjektiv kommt aus dem Englischen und bedeutete ursprünglich «merkwürdig», ohne geschlechtliche oder sexuelle Konnotation. Später entwickelte sich das Wort zu einem Begriff, der schwule Männer abwertete. Die heutige LGBTQ-Community hat den Begriff wieder aufgenommen und benutzt ihn als positive Selbstbezeichnung für Identitäten, die sich ausserhalb der Genormen befinden. «Queeren» bedeutet, das Gedankengut der sogenannten Queer-Theory anzuwenden. Also etwa Sprache auf ihre Hetero- und

Cisnormativität zu untersuchen. Auf linguistischer Ebene kann «queeren» auch heissen, nonkonforme Formen zu gebrauchen, die nicht im Duden stehen, zum Beispiel Neopronomen. Oder in einem akademischen Bereich Fluchwörter zu gebrauchen. «Queeren» ist das Durchbrechen von Normen.

Das Gespräch für dieses Interview führen wir mündlich – was die Lesenden nicht hören. Wie gestalten Sie in der gesprochenen Sprache?

Ich spreche den Gendergap aus mit dem Glottisschlag, auch Genderpause genannt. Manchmal betone ich ihn zusätzlich, indem ich eine längere Pause mache, damit es nicht klingt wie die weibliche Form. Das mach ich im Gesprächenen mittlerweile automatisch.

Gedern Sie auch privat, etwa in SMS?

Ja, immer. Ich brauche dann maskuline Formen, wenn es um Männer geht. Ewa, um meiner Partnerin von meinem Arzttermin zu schreiben. Sie weiss anhand der Schreibweise, dass ich einen männlichen Arzt meine.

Sie sind Teil der Redaktion der Kommunikationsabteilung der Universität Freiburg. Wie handhabt Ihr Team Sprache, sodass alle Geschlechter inkludiert sind?

Anders als die meisten Universitäten, stehen wir vor der Herausforderung, dass unsere Universität offiziell zweisprachig ist, wir müssen also gendersensible Sprache für Französisch wie auch für Deutsch finden. Im Französischen haben wir uns auf den Point médian geeinigt, den Mediapunkt, der sehr elegant ist und mit dem im Übrigen auch unsere Grafikerinnen und Grafiker zufrieden sind. Der Mediapunkt ist in der deutschen Sprache als Genderzeichen aber noch nicht so bekannt, weswegen wir uns dort für den Gendergap entschieden haben. Wie jede Lösung hat auch dieser Vor- und Nachteile. Visuell reist er die Wörter eher auseinander. Beide Lösungen, der französische Point médian und der Gendergap im Deutschen, sind jetzt Teil unseres Sprachleitfadens. An dem halte ich mich, welche aber auch gern auf Schreibweisen aus, die noch weniger auffallen.

Können Sie ein Beispiel nennen?

«Student_innen» schreiben wir mit Gendergap. Wir können aber auch einfach «Studierende» schreiben. Ich vermeide den Gendergap gelegentlich aufgrund technischer Herausforderungen: Unser Programm erkennt die meisten Sonderzeichen in der Überschrift, also im Titel, nicht. Es wäre in so manchen Titel praktisch, von «Protestor_innen» zu schreiben, aber dann werde ich halt kreativ und überlege mir Alternativen. Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass wir Menschen zwar in der Lage sind, auf den Mond zu fliegen, aber nicht dazu, ein Programm zu entwickeln, das Sonderzeichen in der Überschrift erkennt. Da besteht Nachholbedarf.

Wie erklären Sie sich, dass ein eigentlich grammatisches Thema derart emotional diskutiert wird?

Ich bin der Meinung, dass es weniger eine Frage der Grammatik ist als der Ethik, weil es um Existenzen geht. Das Sprachsystem ist für

uns Menschen da und nicht umgekehrt. Das sehen wir daran, dass sich unser Sprachgebrauch stets verändert. Die Frage der sprachlichen Repräsentation hat viel mit Machtverhältnissen und Privilegien zu tun und damit diese – insbesondere die eigenen – hinterfragen zu müssen. Auch deswegen macht das Thema manche Menschen widerlich.

Die Forderungen von nonbinären Menschen sind neu und vielleicht auch etwas Fremd, und bisher hat man es immer anders gemacht. Sprache gehört uns allen, es dürfen alle mitreden. Wenn in einer Diskussion aber jemand für das vermeintlich generische Maskulinum plädiert, frage ich mich, was die Person in den letzten vier Jahrzehnten gemacht hat: Schon mindestens so lang zeigen psycholinguistische Studien, dass das generische Maskulinum nicht einmal Frauen repräsentiert.

Zum generischen Maskulinum im Vergleich zu binären Formen – etwa dem Binnen-I oder der Doppelpunkt – gibt es psycholinguistische Forschung. Gibt es auch Studien zu Genderzeichen wie dem Sternchen oder dem Doppelpunkt?

Weil das Thema vergleichsweise frisch ist, ist die Forschung dazu erst am Kommen. Ich bin gespannt, welche Ergebnisse in den nächsten Jahren rauskommen werden. Ob Menschen bei diesen Sonderzeichen tatsächlich Nonbinäre miteinkaen.

Was ist Ihr Eindruck/diesbezüglich aufgrund Ihrer Doktorarbeit?

Ich habe von allen akkreditierten deutschsprachigen Schweizer Hochschulen die Leitfäden gesammelt und unterstücht mithilfe der Diskursanalyse, wie inklusiv diese tatsächlich sind und welche Vorstellungen von Gender sie beinhalten. Mein bisheriger Eindruck ist, dass manchmal zwar Sprachformen verwendet werden, die nonbinäre Menschen inkludieren sollen, aber oft das Wissen fehlt, warum das sinnvoll ist und was Nonbinarität überhaupt ist. Darum ist es mit ein Anliegen, einen Leitfaden zu entwickeln, der diesen Kontext besser erfasst. Dafür habe ich den erstmals vergebenen Förderpreis vom Center for the Study of Language and Social Justice erhalten und werde die Ergebnisse in Form einer Website einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Die deutsche Sprache kennt für Menschen in der dritten Form nur zwei Personalpronomen: er und sie. Welche Pronomenschlagen Sie für nonbinäre Menschen vor?

Keine. Die LGBTIQ-Community ist sehr divers, und die nonbinäre Community, die sich im «t» verortet, ebenfalls. Es ist schwierig, Pronomen zu finden, die für alle stimmen. Ich empfehle jenen, die sich im Gespräch mit einer Person nicht sicher sind, nach dem Pronomen zu fragen. Das sollte sich ohnehin etablieren.

Mein Pronomen ist «ste». Ihres?

Ich mag es, einfach den Vornamen zu wiederholen, also Lovis. Eine gute Lösung ist es auch, die ersten zwei oder drei Buchstaben eines Vornamens als Pronomen zu verwenden, bei mir wäre das lo oder lov. In meiner Mailsignatur stehen meine Pronomen sowie das Angebot, dass man mit die eigenen Pronomen im Austausch ebenfalls nennen darf.

Kürzlich wechselte die Wochenzeitung «WOZ» vom Binnen-I auf den Doppelpunkt. Der Musikstreamingdienst Spotify wie auch das Onlinewarenhaus Galaxus nutzen das Sternchen. SRG verwendet auf einigen Onlinekanälen neu den Doppelpunkt. Da kommt die Frage auf, ob es ein Sonderzeichen gibt, das besser geeignet ist als die anderen.

Ich erhalte diese Frage oft. Es gibt bisher keine perfekte Lösung. Die Idee hinter dem Doppelpunkt ist, dass er von Leseprogrammen, etwa für Menschen mit Sehbeeinträchtigung, besser gelesen werden kann. Aber in der Community ist man sich uneinig, manche Vereine plädieren für den Stern. Es ist also wichtig, up to date zu bleiben und genau hinzuhören. Das heisst auch: Man kann nichts wirklich falsch machen, solange man nicht zu den veralteten Formen zurückgreift. Wie der Bund, der in einer Weisung von 2021 kommuniziert hat, dass er einfach weiter Doppelnennungen verwendet und damit auch nonbinäre Menschen miteinbezieht.

In Ihrem eigenen literarischen Schreiben kommen nonbinäre Menschen vor. Wie handhaben Sie Personalpronomen dort?

Ich löse das, indem ich zum Beispiel einen Vornamen wähle, der nicht eindeutig als männlich oder weiblich gelesen werden kann, etwa Alex oder Sascha, und ihn an manchen Stellen möglichst elegant wiederhole. Dann konstruiere ich die Sätze so, dass ich Personalpronomen wie «er» oder «sie» oder Neopronomen gar nicht brauche. Es ist eine andere Art, zu schreiben, aber für mich sehr spannend.

Können Sie sich erinnern, wann Sie selbst in der Literatur zum ersten Mal einer nonbinären Figur begegnet sind?

Ja, dann, als ich sie kreiert habe. Es gibt praktisch keine nonbinären Figuren in der Mainstreamliteratur. Erst vor wenigen Jahren habe ich welche in der Kinder- und Jugendliteratur entdeckt sowie in biografischen Graphik Novels. Darum irritiert es mich übrigens, wenn Leute gewisse Bücher nicht lesen mit dem Argument, dass der queere Inhalt nichts mit ihrer Lebenswelt zu tun habe. Wenn ich nur Bücher lesen würde, die meine Lebenswelt als nonbinäre Person darstellen, stünden keine Bücher in meinem Regal.

Lovis Hoppmann alias Lovis Noah Cassaris, 1983 in Salento geboren, ist AutorIn und RedaktorIn. Cassaris studiert Germanistik, Philosophie und Englische Literaturwissenschaft an der Universität Zürich und schreibt aktuell eine Doktorarbeit im Forschungsbereich der Gender- und queeren Linguistik. 2016 erschien im Querverlag Berlin der Debütroman *Ein letztes Mal wir*, ein weiteres Werk entsteht gerade.

Anna Rosenwasser, 1990 in Schaffhausen geboren, ist Autorin und Aktivistin. Nachdem sie zuerst Journalismus und dann Politikwissenschaft studiert hatte, arbeitete Rosenwasser vier Jahre in der Geschäftsführung der Lesbenorganisation Schwärz. Heute schreibt sie drei regelmässige Kolumnen, gibt queerfeministische Workshops und betreibt Öffentlichkeitsarbeit im Bereich LGBTIQ.

